Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 41 (1937-1938)
Heft: 7

Artikel: Der gläserne Hang
Autor: Spitzer, Harald
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-666064

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ruhe: Warum kam sie, wie durfte sie nur wagen, entgegen seinem Willen ins Haus einzudringen und ihn beiseite zu schieben?! — Das ließ er nicht gelten, das durfte nicht sein! — Wollte sie durchaus hinein, — nun, so blieb er eben draußen! — Und gleich mit den Kindern zu kommen! Die Augen des zweijährigen Jungen verfolgten ihn so, genau so hatten ihn einst die blauen Augen seines zweijährigen Töchterchens angeschaut, schmeichelnd, bittend, liebkosend! Vorbei! — ach, so vieles war vorbei! —

Am Teich vorbei wanderte der Alte weiter. Durch die dunklen Bäume funkelten die Sterne gleich Weihnachtslichtern. Wie war es doch damals, als Mariechen unter seinem ersten Weihnachtsbaum stand und die verlangenden Händchen nach den Silberkugeln ausstreckte?! — Dumme Gedanken, was betört ihr einen alten, einsamen Mann?! —

In einer dunklen Seitenallee ließ er sich auf eine Bank nieder. Er fühlte sich todmüde. Der stille Winterabend erschien seinen Sinnen als eine Gottesgabe, die man ohne Vorbehalt genießen darf. Auf einmal schreckte er auf, eine dunkle Gestalt setzte sich neben ihn.

„Ein sonderbarer Abend!" bemerkte der Mann neben ihm, ein Abend wie kein anderer!"

Der Alte schwieg, empfand aber die Äußerung des neben ihm Sitzenden nicht unangenehm, eher wie einen Trost.

„Ein sonderbarer Abend!" wiederholte die Stimme, tief Atem holend.

„Wieso sonderbar? Alle Abende sind sich gleich!" meinte Mariens Vater.

Sein Nachbar rückte ihm näher. „Nein, sage ich, Herr Mijnerts, Sie sind im Unrecht. An keinem andern Abend wären Sie so still neben Brügge, dem Verbrecher, sitzen geblieben. Aber Sie bleiben, — das vermag nur der Altjahrabend!"

Sie schwiegen wieder, die Zeit versank, nur Mond und Sterne behielten ihren Glanz. Dann standen beide auf, murmelten einen Gruß und kehrten in verschiedenen Richtungen ins Leben, das gelebt werden muß, zurück.

Unhörbar öffnete der Alte die Türe seines Hauses und stand auf der Schwelle des Zimmers, in dem die kleine Familie vereinigt war. Keines rührte sich, keines sprach ein Wort. Doch die Luft war erfüllt von Sehnsucht, Erwartung, Glücksverlangen. Der alte Mann schob einen Stuhl zwischen die beiden Frauen und setzte sich. Zaghaft ergriff er Mariens Rechte, und sein Blick umfing warm die beiden Kleinen. Von der nahen Turmuhr klangen 12 tiefe Schläge. Das alte Jahr war vorbei! Gott segne das neue! — — —

Neujahrsmorgen.

Es schlägt mit heißem Schlag
Dein Herz dem neuen Tag entgegen —
Dem jungen, morgenhellen Tag.
Traum klingt auf allen Wegen,
Und Jubel ringt und Bangen
In dir — und suchend irrt dein Blick . . .
Du bist durch Leid gegangen,
Harrt deiner irgendwo das Glück?

Aus Wolken fließt das Licht . . .
Blick, Suchender, nach oben,
Erfüllt von Zuversicht!
Du fühlst dich wunderbar erhoben,
Dich segnet milde Gnade,
Und in dir strahlt ein heller Stern.
Licht glänzt auf jedem Pfade —
Und Gottes Harfe ruft von fern.

Rudolf Weckerle.

Der gläserne Hang.

Von Harald Spitzer.

Weit oben, in still schimmernder Schnee-Einsamkeit der steirischen Berge, im Hochschwab-Gebiet, gleiten wir, mein Freund und ich, dahin.

Von der Sennhütte (unserem Standquartier) weg, über weite Flächen, in bläulich-kühle Mulden hinab, dann wieder aufwärts der Sonne entgegen . . .; das Gipfelkreuz als Ziel.

Strahlender Gebirgsmorgen!

Nun ist ein Steilhang erreicht: mit jähem Absturz in schneebedeckte Schründe, und oberhalb begrenzt von schroffen Wänden . . .

Das kann uns aber nicht bange machen.

Die Ski, mit den Kanten in den festen Schnee gepreßt, gewähren gut Halt . . .

Der Hang biegt stark nach außen und ist daher nur stückweise zu übersehen.

Trotz der Sonne ist es bärig kalt.

Der Schnee wird härter und beginnt so eigen-

artig zu glänzen; die Neigung steigt: wir rutschen häufig aus.

Ein zünftiger Fluch zerreißt die Bergesstille: ich bin ein Stück abgerodelt!

Wir stehen ja auf Eis!

Das Werk von Tauwetter und darauffolgender Kälte der letzten Tage!

Blankes Eis weit und breit, spiegelnd wie eine gespritzte Schlittschuhbahn!

So etwas ist mir noch nie vorgekommen.

Und dazu ein Gefälle von recht stattlicher Gradanzahl!

Wer da einmal in Schuß ist, dürfte genug haben...

Aber wozu ruhen eigentlich die Harsch-Eisen in unseren Rucksäcken?!

Wir schalten eine kleine Pause ein, stopfen ein Pfeifchen, befestigen die Eisen an den Ski (unter der Bindung) und ziehen los.

Bald aber hilft das bloße Kanten nichts mehr: wir müssen bei jedem Schritt die Harsch-Eisen in den Glasschnee schlagen!

Auf die Dauer kein Vergnügen; wenn man nur sehen könnte, wie weit der Hang sich dehnt!

Jetzt ist es noch steiler geworden, und das Eis so hart wie Stein: die Ski finden überhaupt keinen Halt mehr und klappern, unausgesetzt abrutschend, wie irrsinnig gegen den Hang...

Unter uns drohen Felstiefen und Schneelöcher, über uns ragen starre Wände, und am Himmel lacht Mutter Sonne: eine pikante Situation, zweifellos!

Wir sind froh, daß wir augenblicklich sicher stehen können.

Ich äuge fragend zu Georg hinauf.

Was nun, kleine Männer?

Umkehren?

Auf keinen Fall! Erstens wäre das hier ziemlich riskant, zweitens reizt uns die Sache ja auch.

Aber wie kommt man hier weiter, ohne dem Abgrund einen Besuch abzustatten...?

Georg meint, ratlos grinsend: Warten, bis wieder Tauwetter eintritt!

Gewiß: Humor in brenzlichen Augenblicken hat schon etwas für sich; bisweilen aber wirkt er auf die Galle...

Not ist bekanntlich die Busenfreundin der Erfindung.

In unserem Falle handelt es sich um eine sehr harte Erfindung.

Zuerst wird der untere Skistock ein Stückchen weiter vorne knapp neben dem Ski ins Eis gehauen (was erst nach wiederholten Versuchen gelingt), dann geschieht dasselbe mit dem oberen Stock; nun schieben wir die Ski behutsam nach vorn an die Spitze des unteren Stockes und zwar so, daß sie mit der Mitte dort anliegen; und schlagen, nur auf die Stöcke gestützt, mit einem inneren und einem äußeren Harsch-Eisen Standrillen ins „Glas" (was ebenfalls einige Zeit braucht)!

Es fällt nicht leicht, so etwas anschaulich zu schildern, und noch schwerer, es durchzuführen...

Diese Problem-Schritte wiederholen sich nun unzählige Male!

Unsere beiden Stöcke, sonst kaum beachtet und bisweilen sogar lästig, haben auf einmal größte Bedeutung erlangt: ohne sie schauten wir jetzt schön aus!

Schritt für Schritt, in äußerster Spannung, mit zusammengebissenen Zähnen und gestrafften Muskeln arbeiten wir uns vorwärts; ab und zu einen düsteren Blick nach unten werfend...

Wenn wir wenigstens hintereinander gingen, könnte einer die Spur des anderen benützen; so aber befindet sich Georg ein paar Meter über mir, und ein Hinauf- oder Hinuntertreppen ist unter den gegebenen Umständen unmöglich...

Die Minuten dehnen sich.

Die bisher zurückgelegte Spur ist im Verhältnis zur Zeit lächerlich klein.

Immer wieder schauen wir nach vorn, ob der verteufelte Hang nicht bald ein Ende nimmt; vergeblich: nichts als spiegelnder Eisglast!

Beine und Arme beginnen vor Überanstrengung zu zittern; wir müssen fortwährend rasten.

Jetzt ist Georg die Geduld gerissen: er ruft mir zu, daß er versuchen werde, aus den Schuhen zu fahren, die Ski mit den Schuhen zu schultern und auf den dicken Socken weiterzugehen!

Ich rate ihm dringend ab.

Er aber bückt sich schon und —

Ein Aufschrei!

Georg saust an mir vorbei den Hang hinunter — sich drehend, überschlagend — versucht krampfhaft, Halt zu gewinnen — saust immer noch — ist schon weit unten —

Jetzt kommt er auf eine kleine Insel angewehten Schnees (die er rechtzeitig gewahrt) — und haut einen Stock, mit beiden Händen ganz unten umfaßt, aus Leibeskräften in das Eis ein (das Kratzen der Spitze und das Geklapper der Ski dringen bis zu mir herauf) — —

Hurra, er hat sich erfangen!

Gerettet!

Georg schaut herauf, winkt und — jodelt, was das Zeug hält!

Ich jodle zurück...

Dann setzen wir unseren Marterpfad, ungefähr sechzig Meter voneinander getrennt, im Schneckentempo fort; mit allergrößter Vorsicht und erschöpften Gliedern (auch unsere Nerven übrigens fühlen sich nicht gerade behaglich...).

Und endlich — nimmt die Steigung ab!

Wir gelangen öfters auf angewehte Schneeflecken, wo wir uns entspannen können; das Eis geht in Hartschnee über und — vor uns ein Sattel!

Es ist überstanden!

Grinsend schnauft Georg herauf; seine Hände sind blutig gerissen, auf der Stirne ragt eine Beule...

Wir haben aber augenblicklich andere Sorgen: die Rucksäcke auf und — es lebe der Bauch!

Ein Blick auf die Uhr: fast drei Stunden dauerte diese Überquerung, die man im Sommer spielend in zehn Minuten erledigen kann!

Ein winziger Weg, der uns eine Ewigkeit schien.

*

Auf der Rückfahrt wurde ein weiter Bogen um den neckischen Hang gezogen.

Eine Feier.

Von Gustav Gamper.

Ein wolkenloser Neujahrsmorgen erwachte über der Zürcher Landschaft. Schnee und Nebel waren des Nachts von jähem Föhn hinweggefegt worden. See und Ufer leuchteten prächtig auf. Dunkel, seltsam nahegerückt, stand das Gebirg.

Ich ging aus der Stadt nach Kilchberg, einem Dörflein über dem See, wo der Dichter Conrad Ferdinand Meyer lebte. Eine Feier wollte ich begehen, bestätigen jenes Gedicht des Meisters, das Zürichs erhabenes Glockengeläut verewigt.

Entblößten Hauptes, klopfenden Herzens schritt ich an Haus und Garten meines geliebten Dichters vorüber, still hoffend, seiner vielleicht gewahr zu werden.

Nicht weit von Kilchberg, in einem abseits gelegenen Bauernhofe, wohnte einer meiner Freunde. Ihn suchte ich auf und begegnete dem soeben durch die Gartenpforte Eintretenden.

„Ich kehre von einem schönen Morgengange zurück," sagte er, meinen Neujahrsgruß fröhlich erwidernd. „Es hatte mich, wie so oft schon, zu Conrad Ferdinand Meyers Heim gelockt, das ich nie betrachte, ohne mit Verehrung der tiefen Aufrichtigkeit des Dichters zu gedenken, seiner herben, stolzen Art, dem Stoffe innerlichstes Leben abzuringen, wie in strengen Marmelstein seine Verse zu meißeln."

„Auch ich habe die nahe Gegenwart des Sängers gefeiert!" rief ich aus.

„Das verleiht dem ersten Tag des Jahres eine Bedeutung, die wir gemeinsam ehren wollen. Sie noch zu vertiefen, laß uns nach der Ufenau fahren!"

„O herrlich, herrlich! Wir nehmen die Dichtung ‚Huttens letzte Tage' mit!"

„Dies eben lag mir im Sinne."

In Pfäffikon, das der Insel gegenüberliegt, entliehen wir einen Nachen und ruderten dann gemächlich unserem Ziel entgegen. Der Mittag leuchtete wunderlich schwül. Stahlblau prangte die windbewegte Flut.

Wir landeten und schritten rings um die Insel. Freudig rückte unsere Phantasie das Eiland in sommerliche Jahreszeit.

„Hier bietet Schatten ein Eichenhain. Dort grüßt eine Aue, anmutig von Gebüsch umrahmt. Hier schimmert heißer Ufersand, ragt hohes, üppiges Schilf."

„Und dort, bei den silbernen Weiden, liegst du regungslos im Boot, während der Abend still verglimmt, trittst dann im Dämmerschein zur Kapelle, auf der Bank davor die Nacht zu erwarten. Oder du stehst im Morgentau am Hügel, den der närrische kleine Bau bekrönt, schaust nach den Gebirgen aus, ruhest zur Mittagsstunde im Wiesengras und starrst auf in selige Bläue. Des leidenden Ritters gedenkst du, seiner letzten, schmerzlich-stolzen Einsamkeit."

Huttens Gestalt bannte uns innig. Wir beabsichtigten, die Meyersche Dichtung in dem freundlichen Gasthaus der Insel zu lesen, nachdem wir einen Imbiß genommen, zu dem uns das Kloster Einsiedeln vorzüglichen Wein schenken sollte.